

Ist der Mensch ein Ungeheuer?

Was ist denn ein „Ungeheuer“? Etwas, das einem nicht geheuer ist, das einen verunsichert, bedroht, etwas Monströses, das aus der Art geschlagen ist. Der Begriff setzt voraus, dass man weiß, was normal, regulär ist. Weiß man das? Am Ende wohl nicht – denn wo ist der letzte Maßstab? –, so dass man durchaus behaupten könnte, das ganze Leben, ja die Welt sei eine Ungeheuerlichkeit. (Rilkes Ausspruch auf dem Sterbebett: „Vergessen Sie nie: Das Leben ist eine Herrlichkeit!“ würden die meisten wohl, wenn nicht als irrig, zumindest als einseitig ansehen.) Im engeren Sinne freilich glauben wir sehr wohl zu wissen, was normal ist, nämlich das, was sich innerhalb gewisser Gesetzmäßigkeiten bewegt. Diese Auffassung ist jedenfalls das Fundament der ganzen Naturwissenschaft, auch wenn sie bis heute nicht durchgreifend erklären kann, was eigentlich die Welt oder die Wirklichkeit ist.

Mit dem Menschen, mit uns selbst, haben wir es da schwerer. Das ist schon in unserer „ungeheuren“ Dynamik und Veränderlichkeit begründet. Bis vor wenigen tausend Jahren schien allerdings auch der Mensch ziemlich „normal“ in den Naturzusammenhang integriert zu sein. Aber seit der „neolithischen Revolution“, der Sesshaftwerdung, der Entwicklung von Ackerbau und Viehzucht, der Gewinnung von Metallen etc. traten immer rasanter werdende Veränderungen ein. In den letzten Jahrzehnten scheinen sie sich selbst zu überschlagen, was verständlicherweise zu einer grassierenden Identitätsverwirrung führen musste.

Dabei sah die Sache lange Zeit ganz anders aus. Im Unterschied zur älteren Steinzeit war sich der Kulturmensch seiner großen Überlegenheit gegenüber anderen Tieren sehr bewusst. Weithin betrachtete er sich als „Krone der Schöpfung“. Darin drückt sich freilich immer noch die Anerkennung einer höheren Macht aus, die erst alles geschaffen hatte und mit uns seiner Schöpfung die Krone aufsetzte. Selbst diese Anerkennung ging in der Neuzeit verloren, als das Unterwerfungsprogramm der Naturwissenschaft (Bacon) und die fundamentale Unterscheidung von äußerer Natur und menschlichem Geist (Descartes) sich durchsetzte und in der Aufklärung zu einem starken anthropologischen Optimismus führte. Immer weniger schien dem menschlichen Genie unmöglich zu sein. Dass dies auf eine fragwürdige Selbstüberschätzung, insbesondere auf eine Überbewertung der menschlichen Vernunft, hinauslief, haben zwar etliche bedeutende Persönlichkeiten angemahnt – ich nenne nur Hamann, Herder und Goethe –, doch wurden ihre diesbezüglichen Meinungen schließlich vom technologischen Fortschritt als „Romantik“ abgetan, von den ohnehin belächelten eigentlichen Romantikern zu schweigen. Erst im Laufe des 20. Jahrhunderts mit seinen Weltkriegen, dem Holocaust, den Massenvernichtungswaffen, dem durch uns verursachten eskalierenden Artensterben und Klimawandel wurde die Einseitigkeit unseres anthropologischen Optimismus immer bewusster. Adorno und Horkheimer haben sie schon 1944 in der *Dialektik der Aufklärung* reflektiert.

Der Mensch als Erfolgsgeschichte, wie sie die Aufklärung dachte, hat abgedankt. Kants kategorischer Imperativ: „Handle so, dass die Maxime deines Willens jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könnte.“, funktioniert nicht einmal mehr ansatzweise. Wenn unser tatsächliches Handeln, unsere simple durchschnittliche

Lebenspraxis, als Maßstab für alle Gesellschaften durchgesetzt würde, wäre die Erde ökologisch noch viel schneller am Ende als sie es jetzt schon ist. Wir profitieren in der Aufrechterhaltung unserer Lebensweise noch von der Mittellosigkeit der Ärmern. Das ist nicht nur jämmerlich, sondern im eigentlichen Sinne ungeheuerlich. Auf vielen Ebenen sind wir Ungeheuer geworden, für einander und für die andere Natur um uns. Dass uns das selber kaum auffällt, dürfte wesentlich daran liegen, dass unsere Ungeheuerlichkeit, anders als früher, nicht in wenigen Individuen konzentriert, vielmehr in der Allgemeinheit und ihren Strukturen verteilt ist. So begehen wir freundlich lächelnd die größten Ungeheuerlichkeiten.

Auch vor dieser neuzeitlichen Entwicklung hat es selbstverständlich monströses Verhalten gegeben, wenn man nur an die zahllosen atemberaubenden Brutalitäten denkt, die sich die Menschen von je her wechselseitig angetan haben, vielleicht schon in der Steinzeit. Ich möchte auch nicht behaupten, dass es in der außermenschlichen Natur nichts Monströses, Ungeheuerliches gebe. Allerdings halte ich die Meinung der Gnostiker für unzutreffend, dass die ganze Welt ein Monstrum, von Grund auf böse sei und es nichts Besseres gebe, als so bald wie möglich aus diesem „irdischen Jammertal“ erlöst zu werden. Selbst den Ansatz des Buddhismus, dass alles Leben an erster Stelle Leiden sei, scheint mir eine einseitige Ansicht zu sein. Denn wenn der Grund der Dinge negativ wäre, wie sollte es dann überhaupt etwas Positives geben können? Die Welt wäre nicht entstanden, schon gar nicht das Leben und der Mensch, weil alles gleich in sich selbst zerstört würde. Vielmehr muss es umgekehrt sein: Die Welt, das Leben und auch der Mensch müssen in ihrem Grundkonzept positiv sein, aber nicht vollkommen, vielmehr mit der Möglichkeit großer Mängel bis hin zum Wüten gegen sich selbst und die ganze Welt.

In China gibt es eine alte Parabel von der Begegnung der drei Religionsstifter Gautama Buddha, Kung fu tse und Lao tse am Brunnen des Lebens. Alle drei trinken daraus. Buddha sagt: „Das Wasser schmeckt bitter“, Kung fu tse: „Das Wasser schmeckt sauer“, Lao tse: „Das Wasser schmeckt süß.“ Die Parabel ist offenbar taoistisch inspiriert und kommt mit Rilke überein, dass das Leben im Grunde „eine Herrlichkeit“ sei. Das mag *im Prinzip* stimmen, in der allgemeinen menschlichen Lebenspraxis dürfte Konfuzius der realistischste sein: Das Leben und der Mensch können schon gut sein; aber nur, wenn man es sich sauer erarbeitet und weder resigniert, noch ein Zauberland erträumt. – Schärfer hat Jesus von Nazareth die Situation gesehen: Einerseits war er der Prophet des Himmel und Erde umfassenden „Reichs Gottes“, andererseits war er sich der brisanten Verkehrtheiten, der „Übel“ der Welt, sehr bewusst und predigte „Umkehr“ zum Reich Gottes als Notwendigkeit. Leider vermochten die meisten seiner Anhänger es „nicht zu fassen“.

Wie auch immer, alle Religionen und Philosophien haben zumindest den Sinn, zu vermeiden, dass die Menschen Ungeheuer werden. (Wo sie dies nicht tun, sind sie gemeingefährlich.) Wenn diese Institutionen an Bedeutung verlieren, muss man wenigstens versuchen, ihre positive Aufgabe adäquat zu kompensieren. Die Aufklärung hat das durch „Kritik“ versucht, die Romantik durch „Universalpoesie“; weder das eine noch das andere hat langfristig verfangen. Da konnten Ideologien wie der Nationalismus, der Faschismus, der diktatorische Kommunismus, der Turbokapitalismus und der Szientismus-Technizismus sich leicht festsetzen und die Menschen zu Ungeheuern machen.

Soweit unsere historische Situation, die weit weniger erfreulich ist, als sie in den letzten Jahrhunderten und Jahrzehnten zumeist eingeschätzt wurde. Aber ist der Mensch nicht vielleicht auch grundsätzlich so disponiert, dass er leicht ein Ungeheuer werden kann? Oder sind vielleicht sogar alle Lebewesen dazu disponiert? Es kommt darauf an, ob man das Ungeheure in der Größe von katastrophalen Wirkungen sieht oder in grenzverletzenden Aktionen. Ich denke vor allem an Letzteres. Ein Erdbeben mag unheimlich sein und quasi „ungeheuerliche“ Folgen haben, aber es ist sicher kein Ungeheuer. Auch Bakterien und Viren, selbst wenn sie Millionen dahinraffen, wird man nicht im eigentlichen Sinne als Ungeheuer bezeichnen. Bei der Begegnung mit höher entwickelten Tieren sieht das schon anders aus. Wenn ein Raubtier oder auch ein Kampfhund einen anknurrt, mag man dieses Tier als Ungeheuer empfinden, und zwar vor allem deshalb, weil einem hier ein schreckliches Potential bewusst wird: Das Tier könnte mich zerfleischen, muss es aber nicht notwendigerweise. Dominiert die erstere Möglichkeit, liegt die Bezeichnung als Ungeheuer nahe. (Dass man einem solchen Ungeheuer begütigend zuredet, wie Franz von Assisi dem Wolf, dürfte schon eine ganz besondere Seelenstärke voraussetzen.)

Im Allgemeinen werden freilich reale Tiere heute nicht so leicht als Ungeheuer bezeichnet, nicht nur weil man sich ihnen meist nicht so ausgeliefert fühlt wie früher, sondern auch weil man ihren Entscheidungsspielraum als gering ansieht und ihr Verhalten als weitgehend berechenbar (wie zutreffend das auch immer sein mag). Ungeheuer als reale Tiere erscheinen von jeher Fabelwesen, insbesondere Drachen. Sie erschrecken nicht nur durch ihre abstoßende Hässlichkeit, sondern vor allem dadurch, dass sie ein quasi menschliches Bewusstsein haben, wodurch sie uns in voller Absicht Böses zufügen können. Der Grad des Ungeheuerlichen steigt also mit dem der Vermenschlichung. Das mag paradox erscheinen, wenn man von einem idealistischen Humanismus ausgeht; doch wissen wir in unseren anthropomorphen Projektionen, wie z.B. auf Drachen, sehr wohl, dass wir selbst die größten Ungeheuer sein können, so sehr uns das befremden mag. Gerade diese Fremdheit in uns selbst ist das Ungeheuerlichste. Hier komme ich auf meine letzte Frage zurück: Ja, der Mensch ist grundsätzlich so disponiert, dass er leicht ein Ungeheuer werden kann, und zwar durch das, was ihn in anderer Hinsicht am meisten auszeichnet: durch seine Freiheit, die zum Bösen wie zum Guten gebraucht werden kann. Fasst man die positive und negative Seite dieser Freiheit zusammen, so muss man sagen: Der Mensch ist alles andere als harmlos, und es ist gefährlich, ihn für harmlos zu halten.

Eine besondere Gefahr sehe ich von daher in der grassierenden Selbstverharmlosung des Menschen. In traditionellen Weltbildern stand der Mensch grundsätzlich „vor Gott“. Das war keineswegs harmlos; vielmehr ging es hier um Alles oder Nichts, um Himmel oder Hölle oder, wie bei den alten Chinesen, um das Gleichgewicht zwischen Himmel und Erde. Freilich konnte man sich in diesem an sich hochbrisanten Zustand durch jahrhundertlange Wiederholung und Gewöhnung auch irgendwie einrichten und dabei sogar einschlafen. Die Aufklärung war da eine Art Weckruf, und Kants Motto „Sapere aude!“ (Wage zu denken) bedeutet auch: Wage, Verantwortung zu übernehmen, indem du aus deiner selbstverschuldeten Unmündigkeit hinausgehst. Dies setzte einen großen menschlichen Enthusiasmus frei, der leider einseitig war, indem er vor den Abgründen des Menschen die Augen verschloss. Daraus folgte eine neue Simplifizierung und Verharmlosung des

Menschen, der sich selbst weithin immer mehr aus dem Blick verlor und diesen stattdessen gebannt nach außen richtete, auf das Machbare, umso mehr, je erfolgreicher er auf diesem Feld wurde. Natürlich gab es auch andere Tendenzen, etwa in der Literatur oder in der Psychologie, die sich mit der Komplexität der menschlichen Seele und ihren Abgründen beschäftigte. Aber auch hier trat das bloß Funktionale der Therapien sehr in den Vordergrund. Heilsame menschliche Nähe wurde und wird häufig durch wissenschaftlich-methodisch begründete Distanziertheit verhindert.

Überhaupt suggeriert die distanzierte wissenschaftliche und technizistische Einstellung die Vorstellung, dass wir alles im Griff haben und es nichts gibt, was nicht irgendwie machbar wäre. (Darin waren sich auch Sozialismus und Kapitalismus durchaus ähnlich.) Das läuft auf eine Verharmlosung nicht nur des Menschen, sondern der ganzen Wirklichkeit hinaus. Das Ideal dieses harmlosen Weltbildes ist das Schlaraffenland. Im späten Mittelalter als Kuriosum erfunden, avancierte es inzwischen zur zentralen Leitkategorie. Alle möchten vor allem „relaxen“ und „chillen“, ihre uferlosen Bedürfnisse bequem befriedigen, kreuz und quer über den Planeten „jetten“ – ärgerlich, dass immer noch nicht einmal ein regulärer Personenverkehr zum Mond existiert, wie doch vor 50 Jahren angekündigt, geschweige zum Mars oder weiter. Solche Events brauchen wir doch! Sind sie nicht eigentlich ein Grundrecht? ...und so weiter und so weiter...

Was wir wirklich bräuchten, ist etwas ganz anderes. Die Beatles haben es vor reichlich einem halben Jahrhundert lapidar auf den Punkt gebracht: „All you need is love“. Womöglich ist alles andere bloße Kompensation. Aber was diese Liebe im Einzelnen ausmacht, ist wiederum nicht leicht zu sagen; sie hat tausend verschiedene Facetten, angefangen von dem, „was die Welt im Innersten zusammenhält“, den Bindungskräften der Elementarteilchen, Atome, Moleküle, Zellen, Organe. Ja, auch die braucht der Mensch, wenn er nicht im Nu zerfallen will. Aber die reichen nicht hin. Wir brauchen, wie schon die Tiere und wohl auch die Pflanzen, darüber hinausgehende Bindungen sozialer Art. Sie sind bei uns seit einigen Jahrtausenden im Großen organisiert, als Staaten, in jüngster Zeit ansatzweise sogar als Staatengemeinschaft. Vielleicht verlassen wir uns zu viel auf solche Institutionen, haben darüber die Kultivierung individueller Bindungen vernachlässigt, von Mensch zu Mensch und erst recht von Mensch zu Natur, die oft bestenfalls zum Untersuchungsgegenstand verkommen ist. Ein Mensch braucht mehr als chemisch-biologische Bindungen, auch mehr als soziale im allgemeinen Sinn. Waren nicht auch die Nazis soziale Wesen, sogar „sozialistische“ mit ihrem Motto „Du bist nichts, dein Volk ist alles!“? Das hat sie keineswegs verhindert, sich als Ungeheuer zu qualifizieren. Woran es fehlte, war ein Gefühl für fundamentalere menschliche Bindungen als sie eine Volksgemeinschaft begründen. (Der Nationalismus ist eigentlich eine Kompensation im Allgemeinen für etwas, das bei einem im Persönlichen unterentwickelt ist. Darum findet man unter den Nationalisten kaum einmal eine wirklich starke Persönlichkeit.) Woran es fehlte, war eben das, was wir im engeren Sinn als Liebe bezeichnen.

Die erotische Liebe ist wiederum nur eine Facette dieses gesteigerten Liebesverständnisses, zwar die schönste, aber nicht die verlässlichste, da sie stark von den Launen der Natur abhängt. Das, was die erotische Liebe langfristig trägt, ja was überhaupt für uns Menschen tragend ist, ist eine grundsätzlichere Art von Zuneigung, das, was man heute meist mit dem

psychologischen Begriff der „Empathie“ bezeichnet. Was mich in meinem Leben wohl am nachhaltigsten erschüttert hat, ist die Wahrnehmung, dass es daran bei der Mehrheit der Menschen in eklatanter Weise mangelt, und das nicht mal aus böser Absicht von Grund auf, sondern – und das finde ich fast noch erschreckender – aus schierer Unfähigkeit, anders gesagt: Unterentwickeltheit. Die Phase, in der man als Kind die Chance hat, Empathie zu entwickeln, ist vielfach zu kurz gekommen (wie meist schon bei den Eltern) und diese Verkümmern in späterer Zeit oft nicht nachentwickelt, sondern allenfalls durch andere Kompetenzen verdeckt worden.

Auch hier bieten die Nazis (und ihre geistigen Nachfahren) wieder einschlägige Beispiele: am laufenden Band unterentwickelte Charaktere, obwohl fast immer mit großem „Selbstbewusstsein“, mitunter von blendender „Intelligenz“ und „Bildung“, sogar von einem gewissen einseitigen Idealismus, der, wie in allen Ideologien, über die Dürftigkeiten im Zentrum der Humanität hinwegtäuscht. Hannah Arendt hat, als Berichterstatterin über den Eichmann-Prozess, von der „Banalität des Bösen“ gesprochen. Die „Dummheit“, die sie bei den Nazis ausgemacht hat, dürfte aber nicht eigentlich im Mangel an funktionaler Intelligenz liegen – denn es gibt durchaus geistig minderbegabte Leute, die gutmütig sind –, sondern im Mangel an Empathiefähigkeit. Empathie ist nämlich auch eine Art von Intelligenz, von Wachheit für das Wirkliche und von komplexer Verbundenheit.

Ganz glücklich bin ich mit dem Begriff der „Empathiefähigkeit“ aber noch nicht. Das wissenschaftliche Fremdwort hat selbst etwas Distanziertes, Funktionales, typisch für den Geist unserer Zeit. Das, worum es im Kern geht, ist etwas, das man besser mit dem nicht von ungefähr altmodischen Wort „Herzensgüte“ bezeichnen könnte. In voll entwickelter Form ist sie sehr selten, sogar in der theoretischen Reflexion (weil Reflexion selbst in der Regel eher kühl ist). Am klarsten tritt sie für mich in Lao tses 49. Spruch des *Tao te king* hervor:

Der Weise hat kein Herz für sich.

Er macht das Herz der Menschen zu seinem Herzen.

Zu den Guten bin ich gut,

zu den Nicht-Guten bin ich auch gut;

denn Tugend („Te“, die Auswirkung des Tao) ist Güte.

Zu den Aufrichtigen bin ich aufrichtig,

zu den Nicht-Aufrichtigen bin ich auch aufrichtig;

denn Tugend ist Aufrichtigkeit.

Der Weise lebt in der Welt ganz still

und macht sein Herz weit für die Welt.

Die Leute alle blicken und horchen nach ihm,

und der Weise nimmt sie alle an als seine Kinder.

Mir sind in meinem Leben vielerlei sympathische Menschen begegnet, aber nur ganz wenige, die diese integrative Herzensgüte, dieses arglose Annehmen anderer und Sich-geben primär ausstrahlten. Der für mich (und vielleicht auch für manche andere) wichtigste war meine Großtante Agnes Croonenbroeck. Im Umgang mit ihr verstand ich als Kind, worauf es im Leben eigentlich ankommt. Erst später begriff ich, wie sehr es an dieser Art allenthalben fehlt (oft genug auch mir selbst), und dass dieses Fehlen letztlich katastrophal ist. Wenn jeder „auf seinem Stück steht“ und „nach seinem Ende zieht“, wie es in der Ideologie des Kapitalismus sogar als Tugend gepriesen wird, anstatt wenigstens wie in früheren Gesellschaften verachtet zu werden, wie kann es dann mit dem Menschen in dieser Welt gut gehen? Müssen wir da nicht tendenziell immer mehr zu Ungeheuern werden, die einander und der Welt nicht geheimer sind?

Gleichwohl halte ich das Diktum von Thomas Hobbes „Homo homini lupus“ für eine einseitige Wahrnehmung und Philosophie. Der Mensch kann auch das Gegenteil von einem Ungeheuer sein, wie unter anderen Tante Agnes zeigte, und wo er es ist, dürfte es schwerlich etwas Kostbareres in diesem Universum geben.

Aber wie kommen wir dahin, im volleren Sinne Menschen, Weltbürger zu werden statt Ungeheuer? Die übliche moralistische Strategie läuft seit inzwischen mehreren Jahrtausenden darauf hinaus, das Ungeheuerliche zum Feind zu erklären und zu bekämpfen. Bei diesem Kampf scheint nicht allzu viel herausgekommen zu sein, weil das Feindliche außerhalb und innerhalb von uns sich dadurch seinerseits formiert und „auf seinem Stück steht“. Irritierend ungewohnt ist dagegen die Haltung Lao tses: „Zu den Guten bin ich gut, zu den Nicht-Guten bin ich auch gut“. Sie durchbricht die übliche Logik der Gerechtigkeit ebenso wie die bis heute geradezu verstörende Aufforderung der jesuanischen Bergpredigt, die sich ebenfalls gegen die im traditionellen Judentum besonders hoch gehaltene Idealisierung der formalen Gerechtigkeit wendet:

„Ihr habt gehört, dass gesagt ist: ‚Auge um Auge, Zahn um Zahn.‘ Ich aber sage euch, dass ihr dem Bösen nicht widerstehen sollt; sondern wer dich auf den rechten Backen schlägt, dem biete auch den andern dar. [...] Ihr habt gehört, dass gesagt ist: ‚Du sollst deinen Nächsten lieben und deinen Feind hassen.‘ Ich aber sage euch: Liebet eure Feinde, segnet die, die euch fluchen, tut Gutes denen, die euch hassen und bittet für die, welche euch beleidigen und verfolgen, dann werdet ihr Kinder eures Vaters im Himmel sein. Denn er lässt seine Sonne aufgehen über Böse und Gute und lässt regnen über Gerechte und Ungerechte...“ (Matthäus 5,38ff.)

In solchen Sätzen wird das Böse nicht geleugnet, sondern es wird ein anderer Umgang mit ihm nahegelegt, einer, der nicht auf Kampf beruht, ja das Denken in Feindbildern und überhaupt Dichotomien hinter sich lässt. Kontraproduktiv ist da die traditionsreiche Dämonisierung des Bösen, als sei das Böse eine eigene Macht, die man als solche bekämpfen könne (notfalls indem man, wie Martin Luther, mit dem Tintenfass nach ihr wirft). Dabei haben schon die Platoniker verstanden, dass das sogenannte Böse eigentlich ein „Mangel an Gutem“ („privatio boni“) ist; auch Lao tse nennt es darum lieber das „Nicht-Gute“. Dies darf freilich nicht als Verharmlosung verstanden werden, so als könne ein Mangel nicht die ungeheuerlichsten Folgen haben. Negativ hat sich auch das in der Neuzeit zugespitzte

dualistische Denken ausgewirkt, etwa im Verhältnis zur Natur, aber auch zu anderen Völkern. (Nationalisten wie z.B. Ernst Moritz Arndt mögen in mancher Hinsicht gute Absichten gehabt haben, ihr Denken ist aber schon im Grundsätzlichen verdorben, weil es auf Dichotomien aufbaut. Da gerät es, eh man sich versieht, ins Ungeheuerliche. Wie man das dann noch als „christlich“ apostrophieren kann, ist mir schwer begreiflich. Aber die Kreuzzüge und die Inquisition beruhten auch auf dem Denken in Feindbildern und hielten sich für christlich.)

Was dem Mangel an Gutem abhilft, ist nicht der Kampf gegen das Böse, vielmehr das „Auffüllen“ des Mangels durch mehr Gutes. Und das gilt nicht nur in materieller Hinsicht, sondern vor allem in seelischer. Erfolgreich „bekämpfen“ oder besser gesagt: aufheben lässt sich das Schlechte nur durch das Bessere. Und dabei ist zu beachten, dass die Mittel keineswegs den Zweck heiligen; vielmehr verderben die schlechten Mittel den guten Zweck. Wenn dies so ist, sind wir freilich in einer prekären Lage, denn unsere Gesellschaft setzt eine Fülle von fragwürdigen bis eindeutig schlechten Mitteln ein, um Gutes zu erreichen und schwächt sich dadurch fortwährend selbst. Z.B. gibt man allen Ernstes noch immer vor, man könne mittels vermehrter Waffenproduktion und -exporte Frieden schaffen, obwohl eine jahrhundertlange Erfahrung dagegen spricht. Wirkliche Stärke und Friedensfähigkeit würde das Problem ganz anders angehen, etwa so wie Mahatma Gandhi. Aber weil wir uns in Wahrheit diese Stärke nicht zutrauen, greifen wir immer wieder zu ungeheuerlichen (Ersatz-)Mitteln.

So ist es auch auf zahlreichen anderen Feldern, etwa mit der Angst vor der Islamisierung Europas oder noch allgemeiner der Angst vor der Völkerwanderung hierher. Bei der „Verteidigung des Abendlandes“ verfällt man auf die Konzeption der „Festung Europa“. Das zeigt, wie schwächlich wir tatsächlich sind. Echte Stärke würde sich ganz anders äußern. Würde es im sogenannten christlichen Abendland ein lebendiges Christentum geben, das den Namen verdiente, hätten die Islamisten und andere Fundamentalisten keine Chance, hier Fuß zu fassen, sie würden vielmehr selber verunsichert und womöglich „bekehrt“, so wie die heruntergekommene spätrömische Gesellschaft von den (eine Zeit lang) überzeugenderen Christen. Aber das geht schon deshalb nicht, weil die christlichen Ideale insbesondere durch den Kapitalismus längst verraten und inzwischen sogar fast vergessen sind. Auch wurden sie nicht durch überzeugende Alternativen ersetzt, so dass der islamistische Fundamentalismus in Europa gute Gründe für seinen Optimismus sieht. Wir regen uns darüber auf; aber es wäre naheliegender, uns über uns selbst aufzuregen. – Ähnliches gilt für die befürchtete Völkerwanderung: Wir haben uns immer mehr bereichert, weitgehend auf Kosten der „dritten Welt“, und wundern uns, dass die verarmte Welt nun zu uns kommen will. In der Tat können nicht alle Menschen in Europa leben; aber die angemessene Reaktion wäre nicht die Abschottung, sondern die Stärkung der Ärmsten und der Ausgleich des Reichtums, und zwar nicht wie bisher durch Almosen, sondern durch Einwirkung auf Verbesserung der Strukturen vor Ort und eine sozialverträgliche Senkung unseres eigenen Lebensstandards. Letztere erscheint als politische Strategie in einer kapitalistischen Demokratie utopisch. Aber auch erstere ist schwer durchzuführen; denn sie finge damit an, dass wir unsere Sünden im außerkontinentalen Handel unterließen, wie dem ausbeuterischen Einkauf von Billigrohstoffen (meist bei unterdrückerischen Monopolisten) und den ebenso ruinösen Verkauf vom Ramschprodukten in diese Länder, deren eigene kleine Wirtschaft damit

unterminiert wird. Wir reden uns ein, unser Handel beglücke die Welt; in Wahrheit dürfte, so wie er praktiziert wird, eher das Gegenteil zutreffen. Was uns daran hindert, das Richtige zu tun, ist insgesamt unser kollektiver Egoismus. Da müssen wir schon in Kauf nehmen, dass wir von der anderen Seite als Ungeheuer wahrgenommen werden.

Womöglich noch mehr schreit unser Verhältnis zur Natur zum Himmel. Es war nicht nur eine abenteuerliche, sondern eine hochgradig dreiste, ja letztlich ganz absurde und selbstmörderische Idee, sich mit der Natur anzulegen und sie durchgreifend beherrschen zu wollen. Das scheint mir selbst für die Medizin zu gelten. Ihr jahrhundertelanger, oftmals als heroisch apostrophierter „Kampf“ gegen die Krankheiten, letztlich gegen den Tod, respektiert viel zu wenig, dass wir am Ende alle sterben müssen und dass das so in Ordnung ist. Auch hier sollte der Tod nicht als böser Feind wahrgenommen werden, vielmehr als Mangel an Leben. Wo man diesem Mangel abhelfen kann, ist es gut; wo das Leben aber erschöpft ist, sollte man es nicht künstlich in die Länge quälen, sondern dankbar für das Gelebte sein und den Ausgelebten beistehen, dass sie in Frieden sterben und in eine andere Existenzform hinübergehen können. (Denn, mit Goethes *Vermächtnis*, „Kein Wesen kann zu Nichts zerfallen! / Das Ew'ge regt sich fort in allen...“) Aber dazu sind die Medizin und die Mediziner im Allgemeinen zu ehrgeizig und zu technisch und die Patienten zu ängstlich und zu festhaltend.

Noch fragwürdiger ist unser Umgang mit der außermenschlichen Natur, die wir in einem nie gekannten Grad von uns abgespalten haben. Das ist schon seit einigen Jahrhunderten so. Der Philosoph Julien Offray de La Mettrie war in der Nachfolge Descartes' davon überzeugt, dass Tiere (entgegen der augenscheinlichen Erfahrung) nichts als bloße Maschinen seien und man von daher mit ihnen machen könne, was man wolle, Vivisektion und andere Grausamkeiten eingeschlossen. Selbst Immanuel Kant war noch der Meinung, dass gegen Tierquälerei *an sich* nichts einzuwenden sei; man solle sie aber trotzdem unterlassen, weil sie den Menschen verrohe. Rechtlich gesehen mögen die Tiere heute etwas besser dastehen und gelten nicht mehr als „Dinge“, sondern als „Lebewesen“ – das nennen wir „Fortschritt“! –, in der quantitativen Praxis ist alles aber noch schlimmer geworden. Was in den Massentierställen, in den Schlachthöfen oder in den Tierlaboratorien vor sich geht, wird weitestgehend verdrängt, weil es für die meisten Menschen nicht auszuhalten wäre, ohne dass ihnen schlecht würde. Wir sollten aber nicht wegschauen, sondern das Unerträgliche verändern. Sonst wird man von uns, wenn wir endlich die meisten Tier- und Pflanzenarten ausgerottet und die Natur soweit zugrunde gerichtet haben, dass es uns selbst an den Kragen geht, aus guten Gründen sagen: Es musste so kommen. Ihr wart Ungeheuer, gefangen in Euerm Egoismus und Eurer Stumpfsinnigkeit!

Genug. – Wie vermeiden wir es, Ungeheuer zu sein? Im Grunde ganz einfach dadurch, dass wir uns, wie die ganze sonstige Natur, ernsthaft um Integration bemühen. Es ist eigentlich ein sehr naheliegender Gedanke, dass alles, was das Ganze aus dem Blick verliert, zugrunde gehen muss, sich selbst und anderes zugrunde richtet. Aber wissen wir nicht heute mehr denn je um das Ganze der Wirklichkeit? Offenbar nicht oder ganz einseitig. Was Heraklit über Pythagoras gesagt haben soll, dass könnte er mit weiß Gott größerem Recht über uns sagen: „Vielwisserei, gar üble Künste.“ In mancher Hinsicht haben wir es wahrhaftig „herrlich weit gebracht“, aber anscheinend nicht in dem, worauf es vorrangig ankommt. Wir Neuzeiter

haben es vorgezogen, nicht mehr wie die Alten das Eine zu verehren, vielmehr das spaltende Denken eines Descartes und Bacon. Es ist uns zur Selbstverständlichkeit, zur „Natur“ geworden. Aber es war und ist eine unglückliche Unnatur, die uns zu Ungeheuern machte. Ich will dabei nicht alle Errungenschaften des dualistischen Denkens verteufeln. Nur bedarf die sich in der digitalen Epoche noch weiter zuspitzende Einseitigkeit dieses Denkens ganz dringend eines Ausgleichs. Diese in dumpfer Esoterik zu suchen greift wahrhaftig zu kurz. Die Suche erfordert die Wachheit und Entschlossenheit unserer besten menschlichen Kräfte. Solche Humanität ist kein schöngestiger Luxus von Gutmenschen, vielmehr eine existenzielle Notwendigkeit.

(Mai 2020)